

# „Eine bis dahin noch unbekannte Stille, eine Stille, die kaum zu beschreiben ist“

Sabine Helbigs „Blitzlichter in der Dunkelheit – Das Leben einer tauben Frau – Autobiografie“

Sabine Helbig:  
Blitzlichter in der  
Dunkelheit – Das  
Leben einer tau-  
ben Frau – Auto-  
biografie. Guxha-  
gen: Verlag Karin  
Kestner 2006  
• 242 Seiten  
• € 10,50  
• ISBN 978-3-  
9810709-5-8

VON BIRGIT FUNKE



Fotos: Verlag Karin Kestner

spektive des Schreibens kommentieren, was erzählt wird, so z. B. zu Beginn der 20. Episode (S. 104).

Aber „Episoden“ – das ist tief gestapelt. Sabine Helbig erzählt ihr Leben, chronologisch und ausführlich. *Sehr* ausführlich. Was wir lesen, ist weit entfernt von Stückwerk, von ‚nur‘ Episoden.

Vom Aufwachsen erzählt sie, ihrer Familie, den Freunden, ihrer Orientierungslosigkeit, den Lieben, den Ehen, den Kindern, den vielen Umzügen, die mit den Orientierungen und den Neuorientierungen – den freiwilligen und den erzwungenen – verbunden waren. Und sie erzählt vom Wald, der Stille und dem Schweigen, von Verzweigungen und der kulturellen Gemeinschaft der Hörgeschädigten; eine Gemeinschaft, die sie bereits als Kind kennenlernt, aber in der sie ihren Platz erst über die Jahre findet.

Im Oktober 1958 im Osten Deutschlands geboren, wächst Sabine Helbig auf, ohne zu ahnen, dass sie nicht richtig hören kann. Durch ihre gehörlosen Großeltern, die Eltern der hörenden Mutter, ist sie Kommunikation ohne Worte gewohnt. Oft sind zudem Freunde der Großeltern zu Besuch. „Ich lernte unheimlich schnell, was es für gehörlose Menschen bedeutete, Gemeinschaft zu leben“ (S. 27). Die Verständigung zu Hause umfasst ein „reiches Arsenal an Hilfsmitteln wie einfache Gebärden, deutliches Mundbild, Gestik, Mimik und Körpersprache“ (S. 9) und der Großvater „zeigte mir Handspiele, Bilderbücher und malte mir etwas vor“ (S. 23).

Nur ihren Stiefvater versteht sie nicht, „ich konnte nicht von seinen Lippen ablesen, seine Körperspra-

che zeigte nur wilde Gestik“ (S. 32). Langsam begreift sie, „dass ich nicht nur schlecht sprach, sondern auch schlecht hörte und dass mich dies von den anderen Kindern unterschied“ (S. 36). Auch in der Schule bekommt sie Probleme. „Ich starrte im Unterricht auf die Lehrer, sah auf ihre Lippen, versuchte Gesprächsinhalten zu folgen, sprachliche Puzzles zusammensetzen, schlicht gesagt, dem Unterricht zu folgen“ (S. 33).

Sie lebt inzwischen bereits bei ihren Großeltern, die Probleme mit dem neuen Mann ihrer Mutter haben zur Trennung der Familie geführt. „Ganz allmählich spürte ich, dass ich die Gebärdensprache brauchte, um alles verstehen zu können und verstanden zu werden, und begriff, dass meine Großeltern mir nicht nur Elternersatz waren, sondern eine kulturelle Heimat boten. Ich verstand nun, dass ich mich nicht mit anderen Kindern vergleichen konnte und dass ich in einer anderen Welt lebte, die anderen nicht zugänglich war“ (S. 37f.). Während die Großeltern sie annehmen wie sie ist, kommt die Mutter mit der 1969 gestellten Diagnose „hochgradig schwerhörig“ nicht klar. „Die Konfrontation mit meiner Schwerhörigkeit war für sie ein Schock! Sie hatte ihre ganze Kindheit und Jugend damit verbracht, ihre gehörlosen Eltern zu unterstützen, heil durch den Krieg und die Nachkriegszeit zu kommen. „Nicht noch einmal das Gleiche!““ (S. 43). Auf der Schwerhörigenschule, in die Sabine nach der Diagnose umgeschult wird, erlebt sie zum ersten Mal andere schwerhörige Kinder: „Es war so erstaunlich für mich [...], dass es auch andere Kinder gab, die schlecht hören konnten und schlecht sprachen. Erleichterung durchströmte mich, dachte ich doch

„Ja, ich erzähle dir aus meinem Leben – viele Episoden“ (S. 7), so endet das kurze Vorwort in Sabine Helbigs Buch. Sie skizziert auf diesen zwei Seiten, was der Auslöser ihres Schreibens war. „Das Alleinsein über Stunden, an jedem neuen Tag, brachte es mit sich, dass sich mir viele Erinnerungen aufdrängten, zu viele, um mit einem freien Kopf durch den Alltag zu gehen. Langsam reifte in mir der Entschluss, zu schreiben, aufzuschreiben, was ich als hörgeschädigter Mensch erlebt habe, um Spuren zu hinterlassen, Mut zu machen und Sensibilität zu erwecken“ (S. 7). Und sie dankt Karin Kestner, die sie dazu ermuntert hat. Das „ich erzähle dir“ ist an sie gerichtet. Ein sehr persönliches Erzählen. In 44 kurzen Kapiteln erzählt sie ihr bisheriges Leben, anrührend offen und der Reihe nach – mit einigen wenigen Ausnahmen, die aus der Per-

bisher, dass nur erwachsene Menschen taub sein könnten und ich eine Ausnahme unter allen anderen Kindern sei“ (S. 50).

Sie bekommt ihr erstes Hörgerät. „Die Geräusche, die ich nach Einschalten des Gerätes hören konnte, waren für mich erschreckend. Nervend laut und metallisch scheppernd kamen die Töne in meinem Gehirn an. Ich versuchte auf eine niedrigere Lautstärke zu schalten, dann aber war kaum noch Sprache zu verstehen. Eine Verbesserung war es dennoch, ich konnte zum ersten Mal seit langer, langer Zeit Sprache verstehen“ (S. 50). Das Hören wird ein Teil von ihr. „[Es] gehörte nun zu mir wie das Sehen, Fühlen, Schmecken und Riechen“ (S. 62). Und es ist die Musik, die ihr Trost wird. „Musik schaffte es, Lücken auszufüllen, Lücken in der Leere. Und ich war so dankbar dafür!“ (S. 53).

Und nach einer glücklichen und ausgeglichenen Phase als Jugendliche, „meine Hörschädigung nahm zu dieser Zeit keinen Raum mehr ein, sie existierte für mich so gut wie nicht mehr. Ich fühlte mich frei und gesund wie noch nie zuvor in meinem bisherigen jungen Leben“ (S. 57), kippt ihr Lebensgefühl im Mai 1976. Nach einem Hörsturz ertaubt sie. „Sehr früh und instinktiv wusste ich, dass die Taubheit endgültig sein würde“ (S. 78). Trotz eines guten Schulabschlusses wird ihr Ausbildungsvertrag zum Wirtschaftskaufmann für das Gesundheits- und Sozialwesen aufgrund der Ertaubung aufgehoben. War schon vorher die Auswahl an Ausbildungsmöglichkeiten begrenzt und ihr eigentlicher Wunschtraum, Krankenschwester zu werden, für sie als Schwerhörige undenkbar,

so sind die Aussichten jetzt trostlos. Ihre Mutter nimmt ihr die Entscheidung ab und unterschreibt für sie einen Ausbildungsvertrag als Gärtnerin.

„Langsam wurde mir klar, dass nicht die Taubheit als solche das größte Problem sein würde, sondern das Leben mit ihr und der Umgang damit durch meine Mitmenschen“ (S. 82). Und die Mitmenschen verlangen ein sich Einfügen in vertraute Schubladen. Sabine gerät in eine Schere, die sie noch lange begleiten wird. „Ich fühlte mich als Mensch zwischen den Stühlen, war nun weder hörend noch von Geburt an gehörlos, nicht mehr schwerhörig, sondern ertaubt, eine neue Form von Hörschädigung, für deren Bewältigung ich keine Verhaltensmuster kannte“ (S. 89).

Nachdem sie die Medikamente absetzt, die sie nach dem Hörsturz verordnet bekommen hatte, lassen die Nebenwirkungen nach, der Schwindel, der sie plagt, verschwindet. Was bleibt, ist Stille. „An die Stelle dieser Beschwerden trat eine bis dahin noch unbekannte Stille, eine Stille, die kaum zu beschreiben ist. [...] Eine neue Erfahrung stellte sich ein. Mir fiel auf, dass ich mein Denken und Fühlen mehr nach innen richtete, mehr auf innere Geräusche ‚hörte‘ oder auf das, was ich bereits kannte und wusste. Ich fühlte, wie sich Glaswände um mich herum errichteten, deren Überwindung mich überforderte“ (S. 83).

Aber sie ist stark, bricht die Gärtnerlehre ab, zieht in eine große Stadt und kämpft sich durch unterschiedliche Ausbildungen, nie ohne ihren Wunsch aus den Augen zu verlieren,

helfend im medizinischen Bereich tätig zu sein. Und immer wieder wird sie krank, als ob ihr Körper rebelliert gegen die Umwege, die sie gezwungen wird zu gehen. Eine Zeit lang darf sie in einem Krankenhaus aushelfen, aber auch hier ist eine Ausbildung nicht möglich. Sie wird Aushilfsköchin und bekommt schließlich, nachdem sie sich mutig einfach selbst einen Termin beim Direktor verschafft und dort aufkreuzt, eine Stelle in einem Hotel. Nach einem Jahr als Küchenhilfe kann sie dort ihren Facharbeiterbrief als Köchin machen. Über weitere Umwege fasst sie bei ihrem zweiten Kontakt mit dem ansässigen Gehörlosenverband Fuß, bekommt dort kurz vor der Wende eine Stelle als „Sachbearbeiterin für Kultur“ und findet auch in diesem für sie neuen Bereich ihren Weg. Und sie fühlt sich endlich ‚zu Hause‘. „Mir gefielen diese Menschen sofort, ich bekam ein Gefühl der Verbundenheit, und die enorme Anspannung löste sich ein wenig, dieser ständige Anpassungsdruck und die Müdigkeit des täglichen Kampfes in der Welt der Hörenden“ (S. 182 f.). Müdigkeit, die u. a. durch absurde Überlegungen vonseiten der Kollegen, „ob ich denn tatsächlich taub sei“ (S. 137), genährt wird. Tatsächlich bemerken viele Menschen im Umgang mit ihr ihre Gehörlosigkeit nicht oder erst im Laufe der Zeit, denn da sie postlingual ertaubt ist, ist ihre Lautsprache gut ausgebildet und es fällt zwar auf, dass sie ‚anders‘ spricht und manche halten sie für eine Ausländerin, aber sie wird verstanden und auch sie versteht viel.

Und sie versteht viel vom Leben. Erlebnisse wie der Tod ihres Großvaters haben sie geprägt.

Bei seinem Herzinfarkt geht wertvolle Zeit verloren, weil die gehörlose Großmutter erst zu den Nachbarn laufen muss, um diese Hilfe rufen zu lassen. „Zum ersten Mal war ich wütend, wütend darüber, dass es für gehörlose Menschen noch solche Abhängigkeiten gab, die über Leben und Tod entscheiden konnten“ (S. 173). In ihrem neuen Job kann sie diese Erfahrungen verwenden. „Ich zeigte hörgeschädigten Menschen durch mein eigenes Beispiel, dass es durchaus Wege und Möglichkeiten gab, sich zu offenbaren und dem Wunsch nach Integration Ausdruck zu verleihen und Erfüllung zu geben. Hörenden Menschen wiederum vermittelte ich meine Offenheit für ihre Gemeinschaft und lud sie ein, Kompromisse zu finden. Bald war ich in der Stadt bekannt [...] und ich brauchte nicht viel zu erklären, konnte gleich zum Kern der Sache kommen“ (S. 189).

Ihr Arbeitsschwerpunkt verlagert sich immer weiter in den Bereich der Sozialarbeit und sie absolviert Mitte der 90er Jahre eine Fortbildung, um einen auch im vereinigten Deutschland anerkannten Berufsabschluss zu bekommen; sie wird „Staatlich anerkannte Fachkraft für soziale Arbeit“. Sie engagiert sich und baut Kinder- und Jugendprojekte mit auf, initiiert ein Projekt für psychisch- und suchtkranke Hörgeschädigte und versucht ihren Gedanken vom integrativen Leben umzusetzen. Ihre eigene Identität führt jedoch manchmal zu Problemen. „Ich selbst war zwar taub, fühlte aber wie eine Hörende, was manchmal zu Irritationen unter den gehörlosen Mitarbeitern führte“ (S. 196). Die Widerstände sind erst subtil, ihr wird vorgeworfen, „dass ich hörenden Menschen zu sehr zu-

getan sei“ (S. 230), später wird sie gemobbt. Während der therapeutischen Sitzungen, die sie besucht, um mit den Angriffen fertig zu werden, begreift sie, dass sie „während der Arbeit eine andere Form von Gewalt [erlebte], psychische Gewalt von Gleichbetroffenen aus meinem eigenen Kulturkreis, dem der Gemeinschaft hörgeschädigter und gehörloser Menschen“ (S. 232). Eine Erkenntnis, die ihr schwer zu schaffen macht. Schließlich wird ihr wegen angeblich „ungebührlichen Verhaltens“ (S. 234) gekündigt. „Sie hatten mich gefördert – und als ich zu eigenständig wurde, fallen gelassen?“ (S. 235) – eine vermutlich richtige Schlussfolgerung. Aber sie organisiert sich Hilfe, reicht Kündigungsschutzklage ein und gewinnt den Prozess. Noch während der Verhandlungen findet sie einen neuen Arbeitsplatz, in einer Tinnitus-Klinik, weit entfernt von ihrem Wohnort. Dort beginnt sie enthusiastisch von Neuem, „Integration war keine Illusion oder Vision, es gab sie wirklich“ (S. 238).

Was sich aber nicht verbinden lässt, sind Privat- und Arbeitsleben. In dritter Ehe verheiratet und mittlerweile Mutter zweier Töchter entscheidet sie sich für das Leben mit ihrer Familie und gegen den Arbeitsplatz in der Klinik, der ein Pendeln und eine Wochenend-Familienbeziehung bedeutet hätte.

Auch in einem anderen Lebensbereich hat sie sich entschieden. Nach Untersuchungen in der Charité, die ihre Eignung für ein Cochlear Implantat (CI) klären sollen, wird ihr zu der Operation geraten. Auf Nachfrage aber erzählt die Ärztin ihr vom Hören mit dem CI, „das anders sei, als mit einem Hörgerät [...], ‚metallisches‘

Hören, künstlich eben“ (S. 220) und von den möglichen Nebenwirkungen vor und nach der Operation. Und Sabine Helbig wird klar, „dass es keine Heilung gäbe, auch nicht mit einer Hörprothese. [...] Ein solches Implantat ließe mich nicht ‚normal‘ oder weniger behindert werden, sondern würde mir eine andere Behindertenidentität verschaffen, was mich noch einmal isolieren würde“ (S. 221). Es wäre wie nach ihrer Ertaubung. Wieder eine neue Identität suchen. Sie will einen anderen Weg. „Was ich wollte, wusste ich schon seit langer Zeit: bessere psychosoziale Bedingungen, um auch ohne zu hören auf lebenspraktischer Höhe zu sein“ (S. 221). Und obwohl sie die wenigen Jahre mit dem Hörgerät nicht missen möchte und anerkennt, „das Hören hatte mich nun über fünf Jahre begleitet, meine Gefühle intensiviert und so die Basis für noch mehr Vielfalt und Kreativität geschaffen“ (S. 80), hat sie nur noch ein Ziel: „Ich wollte geliebt, respektiert und geachtet werden, so wie ich war“ (S. 223). Dass sie bei ihren Recherchen zum Thema CI feststellt, dass es für die Pharmaindustrie beim CI „um sehr hohe Profite“ (S. 222) geht, ist für sie nur Nebensache.

Die wenigen Seiten (S. 219 ff.), auf denen Sabine Helbig ihre Einstellung zum CI beschreibt, gehören zu den stärksten des Buches. Unaufgeregt wägt sie ab und begründet ihre Entscheidung.

Und was ist mit dem Wald, der Stille, dem Schweigen und den Verzweiflungen? Darüber werde ich an dieser Stelle nichts schreiben. Lesen Sie selbst. Und am Ende des Buches werden Sie wissen, warum mich das Photo der Autorin auf der Rückseite des



Buches, auf dem man ihre langen Haare sieht, so beruhigt hat.

Und seien Sie gewiss: Sabine Helbigs Weg war mitnichten so grade, wie es hier in Teilen möglicherweise den Anschein hat; er hat sie durch einige Wälder geführt – in „eine Stille, die kaum zu beschreiben ist“. Aber er hat sie nicht zum Schweigen gebracht. Und auch wenn sie zeitweise am Ende schien, ist sie ihren Weg weitergegangen. Ihren ganz eigenen Weg – und deshalb ist dieses Buch auch kein Plädoyer für nur eine Lösung. Es zeigt hingegen auf, wie unterschiedlich Entscheidungen getroffen werden können, abhängig von der jeweiligen Lebenssituation. Wie der Titel schon sagt, eine Autobiografie.

Gelebtes Leben – nicht geschönt, nicht interpretiert, nur erzählt. Nein, nicht ‚nur‘ erzählt, es ist erzählt und das ist sehr viel.



**Birgit Funke** studiert Gebärdensprache und Germanistik an der Universität Hamburg.

*E-Mail: [Birgit.Funke@sign-lang.uni-hamburg.de](mailto:Birgit.Funke@sign-lang.uni-hamburg.de)*

Mitglieder der Gesellschaft für Gebärdensprache und Kommunikation Gehörloser (GGKG) erhalten auf Bücher, die sie im Signum-Verlag bestellen, einen 20%igen Rabatt. Dieser Nachlass wird nicht für CDs und Videos gewährt. Buchbestellungen laufen direkt über den Verlag, nicht über die Geschäftsstelle der GGKG.

Informationen über das aktuelle Verlagsangebot sind dem Internet zu entnehmen:  
<http://www.signum-verlag.de>

*Für weitere Anfragen wenden Sie sich bitte direkt an den Verlag unter folgender Adresse:  
Signum-Verlag,  
Schloßstr. 4,  
23883 Seedorf  
Tel.: 04545-79 10 56  
Fax: 04545-79 10 57  
[Info@signum-verlag.de](mailto:Info@signum-verlag.de)*